6. Des Kaisers Gericht.

Nach germanischer Anschauung war die Ausübung des Richteramts, neben der Heerführung, die erste Pflicht des Königs. Bei seinen Fahrten durch das Reich saß er allenthalben zu Gericht. Er war höchster Richter, in seiner Gewalt durch Ort und Zeit nicht beschränkt. Wo er sich aufhielt, wurden ihm Angelegenheiten zur richterlichen Entscheidung vorgelegt, die er nach geltendem Recht meist kurzer Hand erledigte. Er war an kein bestimmtes richterliches Verfahren gebunden. Bald entschied er allein nach eigenem Urteil, bald bediente er sich des Rates seiner Umgebung. Saß er über Herzoge und andere Reichsgroßen zu Gericht, so war es Brauch und Herkommen, daß er die Standesgenossen der Angeklagten befragte und nach deren Meinung das Urteil fällte.

Kaiser Heinrich II. war vielleicht der strengste Richter von allen deutschen Herrschern, — nicht infolge seiner Naturanlagen, sondern geleitet von der Überzeugung, daß nur durch strenge Rechtspflege die unter seinem Vorgänger eingerissene Verwilderung könne

unterdrückt werden. Wiederholt beteuerte und gelobte er bei öffentlichen Versammlungen, als Schirmherr des Rechts und staatlicher Ordnung unerbittlich Gerechtigkeit walten zu lassen.[25])

Konnten Räuber und andere Verbrecher durch Zeugen nicht überwiesen werden, dann hieß er sie, nach der Sitte jener Zeit, welche fest an Gottes Beistand für den Schuldlosen glaubte, durch ein Gottesgericht ihre Unschuld darthun. Unterlagen sie im Zweikampfe, dann galten sie des Verbrechens überführt und wurden mit dem Tode bestraft.[26])

Heinrichs Rechtssinn und Pflege der öffentlichen Sicherheit wurden im ganzen Reiche ebenso gerühmt, wie seine Strenge gegen mächtige Frevler. Der hohe und niedere Adel beschuldigten ihn vielfach der Härte, während ihn die Masse des Volkes als Schirmherrn und Vater der Schwachen verehrte.

Da ihn Kriegszüge gegen äußere und innere Feinde, sowie andere Staatsgeschäfte beständig in Anspruch nahmen, so konnte er nicht in vollem Maße der Rechtspflege genügen, und mußte das Gerichtsverfahren den betreffenden Behörden überlassen. Im weiten Reiche gab es Landstriche, in denen niemals der Kaiser zum Rechtsprechen erschien, weshalb nicht selten Unterdrückte gegenüber mächtigen Feinden kein Recht erlangen konnten. Der urdeutsche Satz: „Jus in viribus, — das Recht liegt in der Stärke," das heißt, der Stärkere behält

recht, war im XI. Jahrhundert noch nicht vergessen und wurde häufig befolgt.

Als nun der Fronbote des Gaugrafen durch Dörfer und Weiler des Bezirkes ritt, mit der Bekanntmachung, der Kaiser werde am sechsten Tage vor dem Feste Johannes des Täufers im Kloster Stella jedermann Recht sprechen, da entstand in der gesamten Bevölkerung lebhafte Erregung. Dieser öffentlichen Bekanntmachung war bereits die Kunde vorausgeeilt, der Kaiser werde kommen, um die zuchtlosen Mönche zu strafen und den Raubmörder Lambert an den Galgen zu hängen. Die Kunde fand jedoch wenig Glauben. Wenn die Menschen Jahre hindurch großes Ärgernis straflos sehen, dazu in Schrecken gehalten werden durch Mißhandlungen und Drohungen ruchloser Gewalthaber, dann schwindet allgemach jede Hoffnung auf Errettung. Dumpfe Entmutigung unterwirft sich unabänderlichen Drangsalen. Nun hatte des Grafen Bekanntmachung die Kunde bestätigt. Daher grenzenloser Jubel der Gauleute.

Bereits am Vorabend des Gerichtstages erschien der Kaiser in Stella. Mit ihm kamen der Bischof Heimo von Verdun und Abt Richard von St. Vannus, beide an der Spitze ihrer Vasallen, die zusammen einhundertfünfundzwanzig in den Waffen geübte Reiter betrugen. Auch einige Mönche, unter ihnen Magister Egilhard, befanden sich im Gefolge. Während die Ritter und Knappen des Monarchen und die Kriegsmannen von Verdun und St. Vannus

nach den Vorwerken zur Herberge ritten, betrat Heinrich mit den Geistlichen und dem Pfalzgrafen die Kirche, ein schönes, von Kaiser Ludwig im Basilikenstil erbautes Gotteshaus. Beim Durchschreiten des Mittelschiffes erglühte des Fürsten Gesicht vor Unwillen und Entrüstung. In allen Städten, Pfarrdörfern und Klöstern pflegte er bei seiner Ankunft sofort dem Allerhöchsten vor dem Sanktissimum seine anbetende Huldigung darzubringen. Nach alter kanonischer Vorschrift mußte vor dem Altare, in dem sich das Sanktissimum befand, Tag und Nacht ein Licht brennen, die „ewige Lampe". Wohl schwebte in Stellas Kirche von der Decke nieder vor dem Altare die silberne, kunstvoll gearbeitete Ampel, das Licht war jedoch erloschen, — nach des Kaisers Urteil ein sehr schwerer Verstoß. Auf der Altarstufe niederknieend, verrichtete er ein kurzes Gebet. Sodann erhob er sich und deutete nach der Ampel.

„Hier wird dem Allerheiligsten die schuldige Ehrerbietung versagt, — ein Beweis, daß im Kloster Stella das Licht der Frömmigkeit erloschen ist."

Die Prälaten und Mönche nickten traurig mit den Köpfen.

„Vielleicht," setzte er mit strenger Miene hinzu, „wird sogar das Kirchengebot übertreten, für die stete Gegenwart des göttlichen Christ in der Eucharistie Sorge zu tragen, so daß heilsbedürftige Leute der Seelen-

speise entbehren und Sterbende ohne Wegzehrung von hinnen scheiden." [27])

Hierauf ging er nach dem Stiftschor, wo nach St. Benedikts Regel von den Brüdern die kanonischen Tagzeiten und die nächtlichen Metten gebetet und gesungen wurden. Um die Wände des halbkreisförmigen Raumes liefen Chorstühle, reich geziert durch Bildschnitzerei. Da und dort lagen dickleibige Bücher in starken Einbänden, mit Messingklappen, teilweise geöffnet. Die Bücher machten den Eindruck der Verwahrlosung und des Nichtgebrauches. Heinrich überkam das Empfinden, als ob die Psalmennoten, mit denen die Pergamentblätter bedeckt waren, Klagelieder sängen über sündige Entartung der Mönche. Er trat prüfend vor die Bänke. Sie waren mit dicken Staubschichten belegt.

„Seht doch, wie gewissenhaft die Mönche von Stella zur Mette kommen! Generatio perversa, — ein gottvergessenes Geschlecht!" sprach zürnend Herr Heinrich.

Von den Schiffen herauf klangen Tritte.

Die deutschen Herrscher pflegten bei ihrer Ankunft in den Klöstern feierlich empfangen zu werden. Obwohl Heinrich seinen Besuch in Stella ansagen ließ, wurde bis jetzt kein Mönch sichtbar. Diese Rücksichtslosigkeit verschuldeten des Kaisers bekannte reformatorische Absichten, sowie äußere Einflüsse und strafbare

Gesinnung der Stellaner. Welche Mühe es zuweilen kostete, sogar weibliche Klosterbewohner fügsam zu machen, beweisen die langjährigen Streitigkeiten und Widersetzlichkeiten der Nonnen von Gandersheim und der Äbtissin Sophia gegen die Bischöfe von Hildesheim.[28]) Wie schon bemerkt, machte Heinrich II. mit zuchtlosen Klosterleuten wenig Umstände. Wollten sich dieselben der Ordensregel nicht unterwerfen, so trieb er sie aus. Dies wußten die Mönche von Stella. Fest entschlossen, auf ihren vermeintlichen Sonderrechten und Freiheiten zu bestehen, wollten sie dem Machtgebot des Kaisers den äußersten Widerstand entgegensetzen. Hierin bestärkte sie der zugesicherte bewaffnete Beistand ihrer adeligen Sippschaft, sowie Lamberts Einflüsterungen. Wiederholt erschien er im Kloster, wohin die Mönche, bei der Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des kaiserlichen Reformators, von ihren Landsitzen zurückkehrten.

„Seid guten Mutes, laßt euch nicht schrecken!" sagte Lambert. „Haltet fest an euren Rechten, wie Kaiser Ludwig sie euch verbriefte für alle Zeiten. Ich habe zwar den Freiheitsbrief nicht gelesen, was ich als Klostervogt hätte thun sollen, glaube jedoch, daß alle jene Privilegien darin verbürgt sind, nach denen ihr lebt. Ihr seid kaiserliche Mönche, keine botmäßigen Knechte des Zuchtmeisters Benedikt. Erkühnt sich der Sachse Heinrich, aus Stella euch vertreiben zu wollen, so laßt es mich durch einen Eilboten wissen. Ich bin

Stellas Klostervogt, euer Schutzherr und verpflichtet, gegen jedermann eure Gerechtsame zu verteidigen. Ich bin gerüstet. An der Spitze meiner tapferen Mannen und zahlreichen Waffenbrüder werde ich erscheinen. Kommt es zu Kampf und Blutvergießen, so trifft weder mich, noch euch, eine Verantwortung; denn wir handelten aus Notwehr, in Verteidigung unserer Rechte. Darum seid Männer und trotzt dem Sachsen."

Lambert hatte im Sinne der Stellaner geredet, deren zuchtlosen Übermut gestachelt. Darum hochfahrendes Wesen in Gang und Haltung, als sie in langem Zuge durch die Kirche schritten und nach dem Chor emporstiegen. Nur der Abt und einige alte Brüder trugen das Ordensgewand, alle übrigen waren in lange, reichverbrämte Tuniken gekleidet, die Tracht vornehmer Stände.[29]) Ihre Köpfe waren nicht glatt geschoren, vielmehr bezeichnete wallendes Haupthaar die freien Söhne adeliger Geschlechter. Der Laientracht entsprachen Benehmen und Haltung. Keine Spur demütigen Sinnes und körperlicher Abtötung, vielmehr Zeichen und Äußerungen lebenslustiger Weltmenschen. Namentlich thaten sich einige junge Brüder, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, durch Übermut und anstößige Manieren hervor.

Abt Hugal trug als Zeichen seiner Würde einen langen Stab, dessen Spitze nach innen gekrümmt war. Auch dieser Stab enthielt einen schweren Verstoß gegen

die Regel des heiligen Benedikt. Die Krümmung war nämlich von Gold, reich geziert mit blitzenden Edelsteinen, Zeugen vom Reichtum der Abtei und von Hugals Eitelkeit. Die Brust des regelrechten Abtes Richard von St. Vannus schmückte ein elfenbeingeschnitztes Kreuz, an einfacher Schnur befestigt, — dasselbe Zeichen der Abtswürde war bei Hugal von Gold, eingelegt mit funkelnden Steinen, und hing an schwerer Goldkette um seine Schultern. Und wie diese Symbole der geistlichen Würde und seine stolze Haltung die vorgeschriebene Demut des Ordensmannes verletzten, so gaben sein wohlgepflegter Leib und das von Weingenuß stark gerötete Gesicht Zeugnis, daß er auch bezüglich des Fastens und der Entsagung die Regel St. Benedikts zu übertreten pflegte.

Der Kaiser war in seiner Ortsprüfung bis zur Apsis, dem äußersten Teile des Chores gelangt, als die Mönche denselben betraten. In zwei Reihen geordnet, zogen sie heran. Wenige Schritte vor dem Monarchen bildeten sie einen Halbkreis, sanken in die Kniee, neigten ihre Köpfe und erhoben sich rasch. Diese herkömmliche Huldigung vollzogen sie flüchtig, wie Menschen, die nur mit Widerstreben einer geltenden Sitte gehorchen.

Herr Heinrich musterte scharfen Blickes die seltsamen Benediktiner. Merkmale innerer Empörung traten in seine Züge. Seine Augen loderten, seine Hand fuhr

unwillkürlich nach dem Schwertgriff, als gelte es, einen verhaßten Feind niederzuschmettern.

Die Brüder von St. Vannus senkten beschämt die Köpfe, gleich Mitschuldigen an der Entartung ihrer Standesgenossen. Richards hageres und bleiches Gesicht überströmte die Glut heiligen Zornes, während Bischof Heimo von Verdun mit strafender Miene die Zuchtlosen betrachtete.

In selbstbewußter, fast übermütiger Haltung trat Hugal vor den Monarchen und hob mit tönender Stimme zu sprechen an:

„Geziemende Ehrerbietung vor dem Beherrscher des Reiches bestimmt mich und die Stiftsherren der altehrwürdigen Abtei Stella, Euch, Herr Kaiser, zu begrüßen und allhier willkommen zu heißen. Zum ersten Male seit zweihundert Jahren wird unserem Kloster die Ehre kaiserlichen Besuchs. Nach dem Berichte unserer Annalen weilte Kaiser Ludwig, der Fromme, Stellas großmütiger Stifter, wiederholt an dieser Stätte, von seiner Huld mit vielen Gütern und Rechten begnadet. Doch seit nahezu zweihundert Jahren überschritt kein deutscher König die Schwelle unseres Klosters. Um so größer ist unsere freudige Überraschung, Euch hier zu sehen. Wir hoffen und wünschen, es möge Euch in Stella gefallen. Zugleich möget Ihr alle Dinge unseres Klosters in Übereinstimmung finden mit unseren verbrieften Rechten und Freiheiten. Da

nur freundliche Absichten Euch hieher geführt haben können, so erwarten wir die Bestätigung unserer kostbaren Privilegien."

Der Redner schien die Wetterwolken gar nicht zu bemerken, die bei seiner unbescheidenen Ansprache auf des Kaisers Stirne zusammenzogen. Und jetzt vernahm er Worte, sehr geeignet, seinen Übermut und stiftsherrliches Selbstbewußtsein abzukühlen.

„Euer Willkommgruß, Abt Hugal, berührt mich unangenehm, weil darin der Geist jener frommen Denkweise und Bescheidenheit fehlt, welcher pflichtgemäß die Söhne des heiligen Benedikt zieren soll. Was mich hieher führte, ist die Obliegenheit des Kaisers und Schirmvogts der Kirche, nämlich die Absicht, zu untersuchen, ob die Mönche Stellas nach ihren Gelübden und den Regeln des heiligen Benedikt leben und trachten. Deshalb werden wir morgen an dieser geweihten Stätte tagen. Über die Ordnung bei dieser Versammlung wird Euch mein Pfalzgraf unterrichten."

Nach diesen Worten verließ er, das Geleite der Stellaner zurückweisend, die Kirche und ging mit seinem Gefolge nach der Fremdenherberge.

Die sichtliche Ungnade des Herrschers beängstigte keineswegs die Mönche. Sie wußten, daß Lambert und ihre Gesippten zur Verteidigung ihrer Sicherheit und Privilegien gerüstet waren. Einige erlaubten sich sogar,

die reformatorischen Absichten des Kaisers in das Lächerliche zu ziehen.

„Das Heil kommt aus Sachsen, wo die Leute noch Büffelhörner trugen und mit Schweinen in Sümpfen lagen, als unser Kloster gebaut wurde," scherzte ein junger Grafensohn. „Jetzt will uns ein Sachse zwingen, seine Bildung und berechtigte Lebensfreuden unseres schönen Landes mit sächsischer Zucht zu vertauschen, — welche Zumutung! Wir lassen uns keine Ochsenhörner aufsetzen."

„Habt ihr auch die versengenden Flammen und Blitze bemerkt, welche Kaiser Heinrich aus seinen Augen auf uns schleuderte?" rief lachend ein Anderer. „Gott Zeus, der allgewaltige Donnerer, verstand es nicht so gut, in gebietende Majestät und vernichtende Hoheit sich zu kleiden. Welche Enttäuschung für den gewaltigen Sachsenkönig, wenn er uns morgen ohnmächtig gegenüber steht, oder gar im Kampfe erschlagen wird!"

Indes die jungen Stellaner im Refektorium bei Wein und Bier über den Kaiser sich lustig machten, saß Hugal schreibend in seinem Zimmer. Dem Klostervogt meldete er Heinrichs Worte, welche das Schlimmste erwarten ließen.

„Wir weichen keinem Machtgebot und bestehen auf unseren Privilegien," schloß er. „Sollte der überspannte Zuchtmeister uns gewaltsam vertreiben wollen, wie er in anderen Klöstern gethan, so flüchten wir unter Euren

Schutz, den Ihr feierlich gelobt, den wir um so bestimmter erwarten, als unser Schicksal mit dem Eurigen verknüpft ist."

Ein reitender Bote galoppierte mit dem Briefe nach Lambertheim.

In der Frühe des nächsten Morgens läuteten die Glocken zur heiligen Messe, von Bischof Heimo celebriert. Von allen Seiten lief das Volk zusammen, das während der Nacht aus entfernten Teilen des Gaues nach Stella geströmt war. Eine dichtgedrängte Menge füllte das Gotteshaus, sich erbauend an der Andacht des Kaisers. Er kniete auf rotbehängtem Betstuhl vor dem Altare, das Zeichen der höchsten Würde, die Krone auf dem Haupte, ein mit kostbaren Steinen besetzter Goldreif, ohne überragende Verzierungen. Statt des prunkvollen Kaisermantels, den er nur bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte, kleidete ihn eine faltenreiche, bis zu den Füßen hinabreichende Tunika, an den Säumen und Handgelenken mit Goldstickereien geziert, um die Leibesmitte von goldenem Gürtel zusammengehalten.

Nach dem „Ite missa est" strömte das Volk aus der Kirche und scharte sich auf dem gedehnten freien Vorplatz, wo das Symbol des nahen Gerichtes, ein an hohem Pfahl befestigter Schild, aufgerichtet stand. Im Vordergrunde der Vorhalle zur Kirche wurde der Richtersitz hingestellt, so daß der Richter unmittelbar vor

dem „Umstand" saß, wie die beiwohnende Volksmenge genannt wurde. Zu beiden Seiten des Richterstuhles standen Bänke für die Beisitzer. Die rechtfindenden Schöffen saßen bei gewöhnlichen Gerichtsverhandlungen auf diesen Bänken, hielt jedoch der König Gericht, so fielen die Schöffen aus. Der König war nämlich nach uralter Anschauung die Quelle des Rechts, er allein verlieh den Gerichtsbann, jedes andere Gericht hörte auf, sobald er einen Ort oder eine Landschaft besuchte.[30]) Diese unbeschränkte Ausdehnung der deutschen Königsgewalt erreicht fast den heidnisch-römischen Rechtssatz: Quidquid placuit regi, legis habet vigorem, — was immer dem Herrscher gefiel, hat Gesetzeskraft.

Zwei Dienstmannen des Pfalzgrafen hielten Ordnung. Sie wiesen die andrängende Menge über die Linie zurück, welche in den Boden gesteckte, durch ein Seil verbundene Lanzenschafte bezeichneten. So blieb zwischen den Stufen zur Vorhalle und dem „Umstand" ein Raum von etwa zwei Schritten Breite frei. Nur einem Burschen gegenüber, der sich durch Kleidung von den Kolonen der Landschaft unterschied, machten sie eine Ausnahme. Dieser Bevorzugte, in der Tracht damaliger Jäger, stand auf der obersten Stufe zur Vorhalle an der Mauer gelehnt, wenige Schritte vom Sitze des Pfalzgrafen.

Das Gesumme der Menge wich lautloser Stille, als jetzt der Kaiser aus der Kirche trat und seinen

erhöhten Sitz einnahm. Ihm zur Rechten ließ sich der Pfalzgraf nieder, der als comes palatii, in Abwesenheit des Herrschers, bei den Königsgerichten Stellvertreter des Monarchen war. Heinrich zur Linken saß der gewöhnliche Landrichter, Gaugraf Hardwich. Auf den Bänken zu beiden Seiten hatten sich Bischof Heimo und die Äbte Richard und Hugal niedergelassen. Die Mönche von St. Vannus und Stella bildeten den Hintergrund der Vorhalle.

Der Wahrnehmung des Kaisers entging nicht das auffallende Benehmen des Abtes Hugal. Seinen kostbaren Stab in der Hand, saß er da, in stolzer Haltung und strotzender Körperfülle, umwallt vom Faltenschlag seines reich verbrämten Gewandes, — ein lebhafter Gegensatz zu dem hageren, bescheidenen, geistig durchleuchteten und ascetischen Abt von St. Vannus. Genau betrachtet, erschien Hugals zur Schau getragenes Selbstgefühl nur als Deckmantel innerer Unruhe. Fast beständig lauschte er in die Ferne, wie jemand, der Außerordentliches erwartet. Bei Tagesanbruch hatte er wieder einen Eilboten nach Lambertheim geschickt, so daß jeden Augenblick Waffengetöse und Kampfgeschrei das Königsgericht unterbrechen konnten. Peinlich war ihm auch des Kaisers sichere Ruhe und entschlossenes Walten. Heinrichs Benehmen trug das Gepräge der Würde und Machtvollkommenheit, weitab von der Haltung eines Mannes, der sich mit kleinem Gefolge

zahlreichen Feinden gegenüber weiß, die entschlossen sind, mit bewaffneter Hand ihm entgegenzutreten. Bei Lamberts Geistesroheit und gewaltthätiger Sinnesart war selbst die Ermordung des Kaisers nicht ausgeschlossen. Bedachte Hugal das Eintreten dieser Möglichkeit, dann überkamen ihn Besorgnis und Angst. Von solchen Gedanken und Befürchtungen eingenommen, entgingen ihm die einleitenden Förmlichkeiten des begonnenen Gerichtsverfahrens. Jetzt entriß ihn quälenden Vorstellungen die laute Stimme des Ritters Liuppo, der mit Bronhag in St. Vannus klagend erschienen war.

„Herr Kaiser, vor dem allwissenden und gerechten Gott, sowie vor Eurer höchsten Macht auf Erden, klage ich den Klostervogt Lambert an, daß er ist ein Dieb am Klostergut, ein Unterdrücker armer Leute, ein Menschenräuber und Mörder," rief mit schallender Stimme der Edelmann, dessen Rede die versammelte Menge mit Zeichen des Einverständnisses begleitete. „Über Land und Leute der Abtei schaltet Lambert eigenmächtig. Selbst mich, der ich ein freier Mann bin und nebenbei von der Abtei ein Gut zu Lehen trage, das mich zum Waffendienst für das Kloster verpflichtet, — selbst mich will er unter die Füße treten und zwingen, seinen Schlechtigkeiten Handreichung zu leisten. Wehrlose, die er eigenhändig umbrachte oder morden ließ, sind gar nicht zu zählen. Seine eigenen Hörigen und Liten der Abtei läßt er zusammentreiben wie das Vieh, um sie

an Handelsjuden in die Sklaverei zu verkaufen. Zum Erbarmen, jedes Menschengefühl empörend, sind die Schauspiele, wenn seine Waffenknechte zur Menschenjagd durch das Land streifen. Jünglinge und Knaben werden in den Hütten ihrer Eltern geraubt, junge Mädchen werden aus den Armen ihrer wehklagenden Mütter gerissen, um sie einem elenden Leben in der Fremde zu überliefern."

Hier unterbrach erschütterndes Klagegeschrei den Redner. Unter den anwesenden Frauen mochten sich viele, ihrer Kinder beraubten Mütter befinden. Diese erhoben ein herzzerreißendes Wehegeschrei und rangen die Hände nach dem thronenden Richter.

„Erbarmen, Herr Kaiser, Erbarmen!" riefen sie. „Barmherzigkeit, — Hilfe, — Rettung! O unsere armen Kinder! Helfet uns, — errettet uns elende Leute!"

In das Weinen und Jammergeschrei der Frauen mischten sich die rauhen Stimmen der Männer.

„Gerechtigkeit, Herr Kaiser! Recht und Gerechtigkeit!" riefen sie mit beschwörend erhobenen Händen.

Diese Hilferufe der Unterdrückten, verbunden mit ihrer dürftigen Kleidung, mit ihren abgemagerten, Hunger und Not verkündenden Gestalten, boten ein Schauspiel, das auch harte Naturen erschüttern konnte. Heinrich II., leicht entzündbaren Charakters, aufwallend in gerechtem Zorn gegen Frevler, anderseits weichen Her-

zens und mitleidigen Gemütes, wurde so ergriffen, daß ihm Thränen hervorbrachen.[31])

„Ritter Liuppo," sprach er, nachdem erwartungsvolle Stille dem Ausbruche des Elendes gewichen, „Du hast schwerer, mit Todesstrafe belegter Verbrechen den Klostervogt Lambert geziehen. Wo sind für Deine Anklagen die Zeugen?"

„Herr Kaiser," entgegnete der Edelmann, „meine Zeugen sind alle Gauleute, wie sie da nach vielen Hunderten herumstehen."

„Ja, — wir alle sind ihm Beistand und Eideshelfer!" riefen die Männer.

„Ich möchte hervorheben, daß hier diese ganze Menge nur aus hörigen Leuten besteht," sagte Hugal. „Nach alten Rechtssatzungen können Hörige vor Gericht niemals Zeugnis ablegen gegen freie Männer."[32])

„Ich kenne diesen alten, dem Heidentum entsprungenen Rechtssatz," entgegnete strafenden Blickes der Kaiser. „Mich wundert, daß auf heidnischen Geist atmende Satzungen ein Mann sich beruft, der verpflichtet ist, die Lehren des göttlichen Christ von der gleichen Würde aller Menschen zu predigen. — Indessen will ich das herkömmliche Gerichtsverfahren ohne Not nicht beugen. Leugnet der Angeklagte die ihm aufgebürdeten Verbrechen, so hat er, nach Sitte und Herkommen, seine Unschuld durch Gottesurteil im Zweikampfe mit dem Ankläger zu beweisen. — Graf Hard-

wig, laßt den Klostervogt durch den Fronboten ohne Weile vor Gericht laden."

Der Graf erhob sich, drang durch die Menge und nahte der Stelle, wo der Fronbote zu Pferde saß.

Bei der Bewegung, welche des Grafen Entfernung in dem „Umstand" verursachte, wandte sich der Monarch an den Pfalzgrafen.

„Dem Herzog Thiedrich die bewußte Meldung!" befahl er.

Eido trat dicht vor den Burschen im Jagdkleid, der seinen Standpunkt keinen Augenblick verlassen hatte, und übergab ihm einen versiegelten Brief.

„Reite scharf!" mahnte der Pfalzgraf.

Der Jäger eilte nach den Vorwerken, bestieg ein bereitstehendes Pferd und sprengte auf der Landstraße dahin. Nach zurückgelegter Wegstrecke von etwa zwei Stunden, galoppierte er querfeldein und verschwand in dem Walde, der sich von Lambertheim nach der Champagne hinzog.

Inzwischen war vor den Richterstuhl des Kaisers, an die Stelle des ersten Anklägers, ein zweiter getreten. Bereits die äußere Erscheinung desselben mußte seine Sache empfehlen. Er war ein ehrwürdiger Greis, dessen faltenreiches und gramvolles Gesicht Teilnahme erregte. Seinen altersschwachen Körper auf einen Stock stützend, wankte er langsam vor den Herrscher. Ehrer-

bietig Kopf und Nacken beugend, begann er seine Anklage in zwar schwerfälliger Redeweise, jedoch mit so kräftiger Stimme, wie man sie von diesem hinfälligen Knochengerüste nicht vermutet hätte. Kaum hatte er einige Worte gesprochen, als Abt Hugal unwillig auf dem Sitze rückte, einen zornigen Blick auf den Alten, und einen vorwurfsvollen auf den in richterlichem Ernst thronenden Monarchen warf.

„Gott sei tausendmal gedankt für diese Stunde der Hilfe und Rettung!“ hob der Greis an. „Herr Kaiser, das muß ich sagen, Ihr sitzt vor mir so majestätisch, — so herrlich schön, — so heilig, wie ein Engel des Himmels!“

Alle Köpfe des „Umstandes“ nickten beifällig. Auf Heinrichs Gesicht lockte das Lob ländlicher Einfalt und greisenhafter Offenheit ein kaum bemerkbares Lächeln.

„Ich bin zwar nur ein geplagter Zinsbauer der Abtei, — bin mit meinen sechsundachtzig Jahren schon halbwegs in der Ewigkeit, — jetzt möchte ich das letzte gute Werk verrichten. Vor Eurer Macht, Gerechtigkeit und Heiligkeit hebe ich Klage an über das Unwesen und arge Treiben in unserem Kloster.“

„Hier muß ich ganz entschieden Widerspruch erheben,“ unterbrach ihn Hugal. „Nach geltenden Satzungen sind hörige Leute rechtsunmündig. Sie gehen nicht vor dem König oder dessen Stellvertreter zu recht, sondern lediglich bei ihrem Herrn. Sohin muß das Unter-

fangen dieses Mannes als gesetzwidrig abgewiesen werden.“ [33])

Heinrich warf einen Blick des Unwillens auf den Abt.

„Ich finde es ungerecht und gefährlich, den Angeklagten zum Richter in eigener Sache zu bestellen,“ sprach er. „Mein früheres Walten in Lothringen und allenthalben im Reiche verkündet laut genug die Grundsätze des obersten Vollstreckers der Gerechtigkeit. Gerade den unterdrückten Rechtsunmündigen und Notleidenden Hilfe zu bringen und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist des Königs heiligste Pflicht.[34]) — Fahre fort, alter Mann! Scheue Dich nicht, unerschrocken Deine Klage vorzubringen.“

„O, Herr Kaiser, wer vor dem offenen Grabe und vor Gottes Angesicht steht, der fürchtet keinen Menschen auf Erden! Was kein Anderer zu sagen getraut, obwohl Zorn und Leidmut alle Klosterleute dazu drängen, das sage ich ohne Furcht. Herr Kaiser, unsere Mönche sind keine Mönche, — die guten Väter Bronhag, Unwan und Ethelbod ausgenommen, — die sind recht. Die anderen Vierundfünfzig aber sind keine frommen Mönche, sondern arge Weltleute. Sie leben nicht so, wie es Priestern ziemt, sondern nach ihrem Sinn, der ganz und gar auf Lustigkeit, auf Reiten und Jagen und Humpenleeren gerichtet ist. Wären die drei Guten nicht, so hätten wir niemals Gottesdienst, keine Predigt, keine Beichte, keinen heiligen Christ

im Sakrament. Noch vor sechzig Jahren war jegliches ganz anders im Kloster und in der Abtei. Damals sorgten die Mönche wie Väter, wie gute Väter, für das zeitliche und ewige Wohl der Klosterleute. Damals waren Schulen, — ich selbst lernte in der Klosterschule die christlichen Glaubenslehren, und auch das Rechnen, Lesen und Schreiben. Heute gibt es keine Klosterschule mehr, weil die Magister allgemach ausgestorben sind, und weil jetzt die Mönche das Umherschweifen, das lustige Leben auf ihren Landhäusern und auf den Schlössern ihrer Gesippten ergötzt. Darum haben sie keine Zeit für das Schulhalten, auch nicht für Gottesdienst, Metten und andere Schuldigkeiten. O, Herr Kaiser, unsere Mönche sind ein großes Ärgernis, ein schweres Unglück für das ganze Land! Die alten Klosterleute sterben, die jungen wachsen auf in Unwissenheit und Wildheit. Wo früher Glück war und Freude, da ist jetzt Unglück und Verdruß. Wo früher Überfluß war und Reichtum, da ist jetzt Armut und Elend. Wo früher Schutz war, Recht und Freiheit, da ist jetzt Gewaltthätigkeit und Knechtschaft. Vormals galt auch für uns der gemeine Spruch: »Unter dem Krummstab ist gut wohnen!« Heute gilt für uns der Spruch nicht mehr. Verlassen sind wir, unterdrückt in unseren Gerechtsamen und elend. O, Herr Kaiser, bei der Heiligkeit, die ich auf Eurem Gesicht glänzen sehe, flehe ich, helfet uns, — errettet uns aus Not und Trübsal!

Gern will ich sterben, wenn Eure Macht und Gerechtigkeit unser Kloster wieder zu dem macht, was es vordem war, — zu einer Stätte der Frömmigkeit, der Wohlthätigkeit, des Unterrichts und des Schutzes für die Armen."

Der Greis schwieg erschöpft, senkte das Haupt auf die Brust herab und lehnte sich schwer auf den Stab.

Die Menge stand in gespannter Erwartung, jedes Gesicht war eine Bittschrift.

Aus einiger Entfernung drang Trompetengeschmetter und Hörnerschall, von dem bangvoll harrenden Volke kaum beachtet. Hugal lauschte mit triumphierender Miene. Die Mönche in der Vorhalle wurden unruhig. Auch sie, wie ihr Abt, hielten die Hörner und Trompeten für die Verkündiger von Lamberts Anmarsch.

Pfalzgraf Eido, über Lamberts feindliche Absichten unterrichtet, erhob sich und trat neben den Monarchen.

„Kaiserliche Hoheit wolle mir gnädigst gestatten, nachzuforschen, wessen Kommen die Hornzeichen angemeldet."

Heinrich nickte gewährend mit dem Haupte, ohne seinen Blick von der Menge abzuwenden, die er sinnend und teilnehmend betrachtete. Er sah aller Augen flehend auf ihn gerichtet, er sah die harmvollen Züge der Frauen, von denen viele die gefalteten Hände nach

ihm hoben. Auch die düsteren Blicke der Männer und der Ausdruck dumpfer Niedergeschlagenheit auf ihren Gesichtern entgingen ihm nicht. Die hörigen Leute standen vor ihm, wie eine wehrlose Herde, die in schwerster Bedrängnis um Hilfe schreit.

„Ich halte es für schicklich," wandte er sich in lateinischer Sprache an Hugal, „aus Rücksicht für den geistlichen Stand der Angeklagten, über die vorgebrachten Beschwerden in der Kirche zu verhandeln."

Der Abt nickte beistimmend, wie jemand, der huldvoll eine Bitte gewährt.

Jetzt wandte sich der Kaiser an die Menge.

„Ihr armen, verwahrlosten, in euren Rechten unterdrückten Leute, seid guten Mutes!" sprach er mit lauter Stimme. „Nicht umsonst habt ihr um Schutz, Hilfe und Gerechtigkeit euren Kaiser angerufen, der von Gott zu eurem Schirmherrn, gerechten Richter und fürsorgenden Vater bestellt ist. Alle eure Rechte, die euch als Zinsbauern, Liten, Kolonen und Knechte gebühren, werdet ihr zurückerhalten, so daß ihr im Stande eurer Hörigkeit wieder zufriedene, glückliche Menschen sein könnt. Auch die frommen Mönche werden nach Stella zurückkehren, auf daß sie euch Muster und Vorbilder seien im christlichen Wandel, euch die Glaubenswahrheiten eifrig predigen, euch die heiligen Sakramente spenden, eure Jugend in der Schule unterrichten, euch allesamt leiten und führen auf Wegen zum ewigen

Leben. — Nun kehret zurück nach euren Heimstätten. Danket Gott für eure Erlösung aus bitterer Drangsal."

Die lauschende Menge verschlang jedes dieser warmen, herzlichen Worte. Die gramvollen Gesichter wurden heiter, die Augen glänzten, manche Frauen vergossen Freudenthränen.

„Heil unserm Kaiser!" rief Liuppo.

„Heil unserm Vater!" rief stürmisch das Volk. „Heil dem guten Hirten! Heil und Gottes Segen!"

Heinrich dankte mit verabschiedender Handbewegung. Die Menge löste sich auf und verschwand nach verschiedenen Richtungen.